

ALI SHAW

*Das
Mädchen
mit den
gläsernen Füßen*

ROMAN

script 5

Ali Shaw

*Das
Mädchen
mit den
gläsernen Füßen*

Roman

Übersetzt von Sandra Knuffinke
und Jessika Komina

ISBN 978-3-8390-0131-8

Hardcover mit Spotlack, Schutzumschlag und Leseband
400 Seiten, erscheint im Januar 2012
€ 19,95 (D), € 20,60 (A), CHF 28,50

1. Auflage 2012

Erschienen unter dem Originaltitel *The Girl With Glass Feet*

Copyright © 2009 by Ali Shaw. All rights reserved.

Published by arrangement with Atlantic Books, London,
an imprint of Grove Atlantic Ltd.

Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe 2012 script5
script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Umschlagillustration: Rose Cooper
Umschlaggestaltung: Christian Keller



www.script5.de



In jenem Winter berichteten die Zeitungen über einen Eisberg von der Größe einer Galeone, der voll knirschender Erhabenheit an den Klippen von St. Hauda's Land vorbeitrieb, über ein Wildschwein, das verirrte Wanderer aus dem Felsenlabyrinth unterhalb des Lomdendol Tor herausführte, über einen verblüfften Ornithologen, der in einem Schwarm von zweihundert Krähen fünf Albinos gezählt hatte. Aber Midas Crook las keine Zeitung, er betrachtete nur die Fotos.

In jenem Winter sah Midas überall Fotos. Sie lauerten in den Wäldern und am Ende verlassener Straßen. Es waren so viele, dass Midas, noch während er sein Objektiv auf eines von ihnen richtete, durch den Sucher bereits ein zweites entdeckte und auf der Jagd nach diesem ein drittes.

Eines Tages, Mitte Dezember, führten ihn die Fotos in ein Waldstück nahe Ettinsford. Der Nachmittag ging bereits in die Dämmerung über und das letzte Licht, das durch die

Baumkronen drang, tastete über die Erde wie der Strahl einer Taschenlampe. Midas verließ den Pfad, um ihm zu folgen. Zweige knackten unter seinen Schuhen. Ein Vogel hüpfte zeternd durch das Laub davon. Über ihm wippten die Äste, sie schlugen klappernd aneinander und durchschnitten immer wieder den tanzenden Lichtstrahl. Midas folgte ihm weiter durch den Schatten, den er zurückließ.

Sein Vater hatte ihm einmal von einer Legende erzählt: Manchmal geschah es, dass ein einsamer Wanderer auf unwegsamen Pfaden plötzlich ein geisterhaftes Leuchten sah, das zwischen den Bäumen hindurchhuschte oder in einem stillen See schwamm. Und irgendetwas, ein Impuls aus seinem Unterbewusstsein, trieb den Wanderer dazu, den Pfad zu verlassen und dem Licht zu folgen, hinein in undurchdringliches Dickicht oder tiefes Wasser. Wenn er das Licht schließlich erreichte, nahm es Form an. Manchmal die einer Blume mit phosphoreszierenden Blütenblättern. Manchmal die eines Feervogels mit Funken sprühendem Schwanz. Manchmal bildete es auch die Umrisse einer Gestalt und der Wanderer erkannte unter einem Schleier aus Helligkeit die Züge eines geliebten Menschen, den er vor langer Zeit verloren hatte. Das Licht wurde greller und greller, bis der Wanderer – mit einem Blitz – erblindete. Midas Vater hatte ihm nicht erklären müssen, was danach mit den Leuten geschah. Allein und verloren im eisigen Wald.

Das war natürlich Unsinn, wie alles, was sein Vater jemals erzählt hatte. Aber es war tatsächlich die Magie des Lichts, die die triste Erde zum Leben erweckte.

Ein dünner Strahl blieb an einem Baumstumpf hängen und bleichte dessen rissige Borke zu Gelb. Fasziniert schlich Midas darauf zu und fing ihn mit seiner Kamera ein, bevor er zurück auf den lehmigen Boden wandern konnte. Ein kurzer Blick auf das Display

verhiß ein gelungenes Bild, aber Midas wollte mehr. Ein Stück weiter erhellte ein neuer Strahl Dornengebüsch und Stechpalmenzweige. In seinem Licht wirkten die Beeren feuerrot, die Blätter giftgrün. Er drückte ab und jagte einem weiteren nach, der sich vor ihm durch das Unterholz schlängelte. Schneller und schneller flitzte der Lichtstrahl davon, während Midas über Wurzeln stolperte und sich die Knöchel an stacheligen Ranken aufriss. Er folgte ihm bis zum Waldrand und hinaus auf einen mit Büschen bewachsenen Abhang, der sich bis hinunter zu einem Fluss erstreckte. Krähen kreisten an einem wie mit Öl verschmierten Himmel. Irgendwo in der Nähe gurgelte unsichtbar Wasser, das sich am Fuß des Abhangs in einem dunklen Teich sammelte. Über dem Becken tanzte der Lichtstrahl wie ein goldenes Band. Midas rannte den Hang hinunter, um ihn zu erwischen; seine Füße glitten auf der matschigen Erde aus und die eisige Luft fuhr ihm scharf in die Lungen, als er das letzte Stück bis zum Ufer hinabstolperte. Eine Eisschicht, zart wie Spitze, überzog das Wasser und ließ es stumpf wirken. Darunter nur Dunkelheit. Das Licht war verschwunden. Die Wolkendecke hatte sich zu schnell geschlossen. Midas keuchte, er beugte sich vor und stützte die Hände auf die Knie. Sein Atem stand vor ihm in der Luft.

»Alles in Ordnung mit dir?«

Er fuhr herum und rutschte dabei auf einem feuchten Erdklumpen aus, kippte vornüber und sprang im nächsten Moment wieder auf, mit schmutzigen Händen und kalten lehmigen Flecken an den Knien. Nicht weit von ihm, auf einem flachen Felsen, saß kerzengerade ein Mädchen. Aus irgendeinem Grund hatte er sie nicht gesehen. Sie wirkte, als wäre sie der Leinwand eines 50er-Jahre-Films entstieg. Ihre Haut und das blonde Haar waren so hell, dass sie beinahe monochrom wirkte. Ihr langer Mantel wurde in der Taille von einem Stoffgürtel zusammengehalten. Sie schien ein paar Jahre

jünger zu sein als er, Anfang zwanzig, und trug eine weiße Mütze und dazu passende Handschuhe.

»Entschuldige«, sagte sie, »wenn ich dich erschreckt habe.«

Ihre Augen, das Auffälligste an ihr, waren titangrau, der Mund kaum der Rede wert und ihre Wangenknochen eher nichtssagend. Aber ihre *Augen* ... Midas wurde sich bewusst, dass er sie anstarrte und sah schnell weg.

Er wandte sich zum Teich um, in der Hoffnung, dass der Lichtstrahl wieder aufgetaucht war. Am gegenüberliegenden Ufer lag ein kleines Stück Wiese, das mit Stacheldraht umzäunt war. Dort stand ein zottiger grauer Schafbock mit schneckenhausartig gedrehten Hörnern und starrte ins Leere. Dahinter begann wieder der Wald; ein Haus, zu dem die Weide gehörte, war nirgends zu sehen. Genauso wenig wie der Lichtstrahl.

»Bist du sicher, dass mit dir alles in Ordnung ist? Hast du irgendwas verloren?«

»Licht.«

Er fragte sich, ob sie es vielleicht gesehen hatte, und drehte sich wieder zu ihr um. Und da war es, neben ihr auf dem Felsen, stahl sich durch ein Loch in den Wolken. »Schh!« Er brauchte nur eine halbe Sekunde, um zu zielen, dann drückte er ab.

»Was machst du denn da?«

Er begutachtete das Bild auf dem Display. Ein schönes Foto, alles in allem. Die eine Hälfte des Mädchens auf dem Stein verschwand im gegabelten Schatten eines Baumes, die andere hatte sich in glühenden Bernstein verwandelt. Aber Moment ... Bei genauerem Hinsehen fiel ihm auf, dass er das Bild verpatzt hatte, denn ihre Stiefelspitzen waren abgeschnitten. Er beugte sich tiefer über das Display. Kein Wunder, dass ihm dieser Fehler passiert war, denn die ordentlich nebeneinanderstehenden Füße des Mädchens steckten

in einem Paar Stiefel, das mehrere Nummern zu groß war. Sie waren von oben bis unten geschnürt und mit Schnallen besetzt, die sie wie Zwangsjacken wirken ließen. Quer über dem Schoß des Mädchens lag ein Wanderstock.

»Hör mal, ich bin noch hier.«

Erschrocken blickte er auf.

»Und ich habe dich gefragt, was du da machst.«

»Was?«

»Bist du Fotograf?«

»Ja.«

»Beruflich?«

»Nein.«

»Also ein Amateur.«

Er runzelte die Stirn.

»Bist du vielleicht ein arbeitsloser Fotograf?«

Er machte eine vage Geste mit den Händen. Diese komplizierte Frage hatte ihn schon oft verunsichert. Andere Menschen verstanden einfach nicht, dass die Fotografie mehr als nur ein Beruf war, oder ein Hobby oder irgendeine Obsession; sie war für seine Wahrnehmung der Welt schlicht notwendig, so wie das Licht auf seinen Netzhäuten.

»Fotografie ist so was wie meine Lebensaufgabe«, murmelte er.

Sie hob eine Augenbraue. »Es ist ziemlich unhöflich, Leute zu fotografieren, ohne vorher zu fragen. Nicht jeder findet das so angenehm.«

Der Schafbock gab ein Grunzen von sich.

Sie redete weiter. »Darf ich es wenigstens mal sehen? Das Foto, das du von mir gemacht hast.«

Midas hielt ihr schüchtern die Kamera hin und drehte sie leicht in ihre Richtung.

»Eigentlich«, begann er zu erklären, »na ja, ist es gar kein Foto von dir. Sonst hätte ich einen anderen Ausschnitt gewählt. Dann hätte ich nicht die Spitzen von deinen, ähm, Stiefeln abgeschnitten. Und ich hätte dich um Erlaubnis gefragt.«

»Von was ist es dann ein Foto?«

Er zuckte mit den Schultern. »Vom Licht, könnte man sagen.«

»Darf ich es mir noch mal genauer ansehen?«

Bevor er die Gelegenheit hatte, eine Antwort wie *Tja nein, lieber nicht, er lasse andere Leute nicht so gern seine Kamera anfassen* zu formulieren, griff sie schon danach und nahm sie ihm aus der Hand. Der Tragegurt, den er noch immer um den Hals hatte, zwang ihn, ihr unerträglich nahe zu kommen. Er zuckte zurück und wartete dann ab, während er sich so weit wie möglich von ihr weglehnte. Sein Blick fiel wieder auf ihre Stiefel. Sie waren nicht einfach nur groß. Sie waren riesig für so ein schmales Mädchen. Sie reichten ihr fast bis zu den Knien hinauf.

»Oh Gott, ich sehe ja schrecklich aus. Wie ein Gespenst.« Sie seufzte und ließ die Kamera los. Midas richtete sich wieder auf und machte einen erleichterten Schritt rückwärts, doch er starrte noch immer auf ihre Stiefel.

»Die haben meinem Vater gehört. Er war Polizist. Sind gut fürs Gelände.«

»Oh. Aha ...«

»Hier.« Sie öffnete ihre Handtasche und zog ein verknicktes Foto aus ihrem Portemonnaie, auf dem sie mit Jeansshorts, einem gelben T-Shirt und Sonnenbrille zu sehen war. Sie stand an einem Strand, den Midas kannte.

»Das ist die Shalhem Bucht«, sagte er. »In der Nähe von Gurmton.«

»Letzten Sommer. Das letzte Mal, als ich auf St. Hauda's Land war.«

Sie hielt ihm das Foto hin, damit er es sich genauer ansehen konn-

te. Ihre Haut auf dem Bild war gebräunt und ihr Haar goldblond, wie von der Sonne geröstet. Ihre kleinen, fast kläglich wirkenden Füße steckten in Flipflops.

Ein Schnauben hinter ihm ließ Midas zusammenfahren. Über dem gehörnten Kopf des Schafbocks schwebte nun ein dunstiger Heiligenschein.

»Du bist ja ganz schön schreckhaft. Sicher, dass es dir gut geht? Wie heißt du eigentlich?«

»Midas.«

»Ungewöhnlicher Name.«

Er zuckte mit den Schultern.

»Na ja, wenn es der eigene Name ist, wahrscheinlich nicht. Ich heiße Ida.«

»Hallo, Ida.«

Sie lächelte und entblößte dabei leicht gelbliche Zähne. Er fragte sich, warum ihn das überraschte. Vielleicht, weil alles andere an ihr so grau war.

»Ida«, wiederholte er.

»Ja.« Sie deutete auf die gesprenkelte Oberfläche des Felsens.

»Willst du dich setzen?«

Er ließ sich ein Stück entfernt von ihr nieder.

»Geht das nur mir so«, fragte sie, »oder ist das wirklich ein entsetzlicher Winter?«

Die Wolken waren jetzt so dick und matt wie Beton. Der Schafbock rieb eins seiner Hinterbeine am Zaun und hinterließ graue Wollfetzen am Stacheldraht.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Midas.

»Es gab erst ganz wenige von diesen eiskalten Tagen mit strahlend blauem Himmel. Solche Tage mag ich. Und das Laub ist nicht kupferrot, sondern grau.«

Er sah auf den Morast aus Blättern zu ihren Füßen. Sie hatte recht.
»Ist doch hübsch.«

Sie lachte. Ihr Lachen war eine Art wässriges Keckern, von dem er sich nicht sicher war, ob er es angenehm fand.

»Aber du«, sagte er dann, »trägst doch selbst Grau.« Und sie sah gut darin aus. Er hätte gern ein monochromes Bild von ihr unter ein paar Kiefern gemacht. In einem schwarzen Kleid, mit weißer Schminke. Er würde einen Farbfilm benutzen, damit die verhaltene Röte ihrer Wangen zur Geltung käme.

»Früher habe ich bunte Sachen getragen«, entgegnete sie, »safran-gelb und knallrot. Mann, früher war ich mal braun.«

Er verzog das Gesicht.

»Na ja, du *musst* schwarz-weiße Winter ja auch mögen. Du bist schließlich Fotograf.« Sie streckte einen Arm aus und gab ihm einen freundschaftlichen Schubs, der ihn erstarren ließ, und wahrscheinlich hätte er leise aufgeschrien, wäre er nicht so überrascht gewesen.
»Wie in *Der Wolfsmensch*.«

»Ähm ...«

»Weil Hunde ja nur schwarz-weiß sehen. Also, ich mag wirklich lieber bunte Winter. Es wäre so schön, wenn es mal wieder einen gäbe. So trist wie jetzt war es noch nie.«

Während sie dasaß, hielt sie die ganze Zeit die Füße still; sie zap-pelte nicht herum oder wippte damit auf und ab, wie er es immer tat.

»Also, wo arbeitest du? Wenn du kein professioneller Fotograf bist?«

Aus irgendeinem Grund musste er daran denken, wie sein Vater ihm immer eingeschärft hatte, er solle nicht mit Fremden reden. Er räusperte sich. »Ich arbeite bei einem Freund. In einem Blumen-laden. Catherine's heißt er.«

»Klingt nett.«

»Ich schneide mich ständig am Papier. Am Einwickelpapier.«

»Ein Blumenladen muss ja der reinste Albtraum sein für jemanden, der in Schwarz-Weiß fotografiert.«

Der Schafbock scharrte in der feuchten Erde.

Midas schluckte. Das waren mehr Worte gewesen, als er in den ganzen letzten Wochen gesprochen hatte. Sein Mund wurde trocken. »Und du?«

»Ich? Tja, man könnte wohl sagen, ich bin arbeitsunfähig.«

»Ähm ... bist du krank?«

Sie zuckte mit den Schultern. Ein Regentropfen fiel auf den Felsen. Sie zog ihre Mütze tiefer. Ein weiterer Tropfen landete auf einem ihrer Stiefel und hinterließ über den Zehen einen glänzenden Fleck auf dem Leder.

Sie seufzte. »Ich weiß nicht.«

Immer mehr Regen tröpfelte ihnen eisig auf Stirn und Wangen.

Ida blickte hoch zum Himmel. »Ich muss langsam zurück.« Sie nahm ihren Wanderstock und stemmte sich vorsichtig auf die Füße.

Midas sah den Abhang hinauf, den er heruntergerannt war. »Wo hin denn ... zurück?«

Sie deutete mit ihrem Stock auf einen kleinen Pfad, der sich am Flussufer entlangschlängelte. »Da hinten ist ein kleines Häuschen. Gehört einem Freund.«

»Ah. Ich gehe wohl auch besser.«

»War schön, dich kennenzulernen.«

»Dich auch. Gute ... gute Besserung.«

Sie winkte knapp, dann drehte sie sich um und machte sich auf den Weg. Sie bewegte sich im Schneckentempo vorwärts und setzte vor jedem Schritt sorgfältig ihren Stock auf, als lernte sie nach lan-

ger Bettlägerigkeit wieder zu laufen. Midas spürte einen Stich in seinem Inneren, als er sie gehen sah. Er wollte sie fotografieren, diesmal *sie* und nicht das Licht. Er zögerte, dann knipste er sie von hinten, ihre dahinschlurfende Gestalt vor einem Hintergrund aus Wasser und der grauen Weide des Schafbocks.



Sie hatte eine ganz eigene Art zu gehen entwickelt, um sich ihrer Situation anzupassen. Schritt, Pause, Schritt anstelle von Schritt, Schritt, Schritt. Die kleine Pause war wichtig, um sicherzugehen, dass sie den Fuß richtig aufgesetzt hatte. So wie bei den ersten Schritten eines Tanzes. Ihre Stiefel waren dick und gefüttert, aber schon das kleinste Stolpern, ein einziger Sturz könnte irreparablen Schaden anrichten und dann wäre sie erledigt. So viel war sicher.

Was war das überhaupt für ein Gefühl gewesen, auf Knochen und Muskeln zu gehen, auf Ferse und Sohle? Sie konnte sich nicht erinnern. Jetzt fühlte es sich an, als würde sie schweben, immer ein paar Zentimeter über dem Boden.

Der Fluss war ruhig; mal plätscherte er eine kleine Stufe hinunter, mal glitt er über einen bemoosten Felsen, der aussah wie ein Kopf mit grünen Haaren. Ida humpelte weiter, während vereinzelte Regentropfen in ih-

ren Mantel sickerten und die Wolle ihrer Mütze durchnässten. Das war ein anderes Problem bei dieser verfluchten Art, sich fortzubewegen: Man konnte einfach nicht schnell genug gehen, dass einem warm blieb. Sie zog sich den Schal über ihr Kinn und die eiskalte Nase.

Stechpalmen tunkten ihre Zweige in den Fluss. Eine Motte landete auf einer Traube knallroter Beeren. Ida blieb stehen, als die Motte mit den Flügeln schlug. Sie waren pelzig braun und mit sattgrünen Sprenkeln übersät.

»Hey, du«, sagte sie zu der Motte.

Sie flog fort.

Ida ging weiter.

Sie wünschte, die Motte käme zurück. Manchmal, wenn sie die Augen schloss, sah sie mehr Farben, als sie einen ganzen Tag lang mit offenen Augen auf St. Hauda's Land zu Gesicht bekam.

Früher hatte es sie stets an Orte gezogen, wo sie beim Tanzen die Hüften, Schultern und Rücken unzähliger anderer Menschen an ihrem Körper spürte, inmitten kunterbunter Strudel aus Kleidern und Hemden. Sie hatte aus schierer Freude an der Geselligkeit dem Schlaf getrotzt, sei es zusammengekauert und in dicke Pullover gehüllt in einem eiskalten Zelt oder beim Plaudern und Karten spielen mit Freunden, bis der Morgen graute. Auf dieser Insel gab es nichts von alldem.

Sie hatte den zerfledderten Reiseführer über St. Hauda's Land dabei, den sie während ihres Sommerurlaubs auf der Inselgruppe gekauft hatte. Als sie ihn in diesem Winter das erste Mal aufgeschlagen hatte, waren weiße Sandkörnchen zwischen den Seiten hervorgeriebelt.

Im Sommer hatte es ihr hier besser gefallen. Voller Mitgefühl für die Inselbewohner hatte sie von den Schiffen der Fischindustrie ge-

lesen, die vom Festland aus bis in die Gewässer des Archipels vor-
drangen und mit ihren Schleppnetzen ganze Herden von Speerwa-
len aus dem Meer zogen, die dann auf den Schlachtbänken an Deck
zu Tran und blutigem Matsch verarbeitet wurden. Sie hatte von lo-
kalen Walfängern gelesen, die in ihren kleinen Booten, mit denen
schon ihre Väter und Großväter gefischt hatten, immer weiter und
weiter aufs offene Meer hinausfahren mussten. Einige waren nicht
zurückgekehrt, weil entweder ein Sturm aufgekommen war oder
ihre jahrzehntealten Kähne sie im Stich gelassen hatten. Sie hatte
gelesen, dass der Markt bereits mit Fleisch vom Festland gesättigt
war, wenn die örtlichen Fischer mit ihrem kläglichen Fang nach
Hause kamen. Die Walfängerfamilien begannen die Inseln zu ver-
lassen und mit ihnen die jungen Leute. In Idas Reiseführer versuch-
te man, diese Vergangenheit als abgeschlossen darzustellen, doch
der Optimismus klang eher nach wilden Fieberfantasien. Die trost-
lose Küstenlandschaft von Glamsgallow würde nie viele Touristen
anziehen, auch wenn die Autoren das hofften. Genauso wenig wie
die schlichten Steinmauern der Kirche in Ettinsford. Oder das Haus
der Fischergilde in Gurmton, dessen Decke wenig kunstfertig und
in den tristen Farben des Ozeans mit Seeleuten und Meereswesen
bemalt war und die mehr als wohlwollend mit der Decke der Sixti-
nischen Kapelle verglichen wurde.

Es war ein Fehler, auf die Schönheit der Landschaft zu vertrauen,
wie eindrucksvoll sie mancherorts auch sein mochte. Andere Inseln
hatten beeindruckendere Küstenlinien zu bieten als St. Hauda's
Land, das vor allem ein Denkmal für die Tücke des Meeres war. Ida
hatte sich schon des Öfteren gefragt, aus welcher Zeit die Karte in
ihrem Reiseführer stammte, da ganze Strände, die darauf zu sehen
waren, heute offenbar unter Wassermassen begraben waren. Ein
imposanter Turm aus natürlichem Felsgestein namens Grem Forst

(die Einheimischen hatten ihm den Namen Titanenlaterne gegeben) wurde in blumigen Worten als Hauptsehenswürdigkeit angepriesen. Doch die gierige See hatte unermüdlich ihre Zähne in den Stein gegraben, bis die Titanenlaterne eines Abends völlig unbemerkt in sich zusammenstürzte. Sie zerbrach in eine Reihe von Felsblöcken, die nun wie sanftmütige Gesichter aus den Wellen lugten.

Landeinwärts gab es auf dem Archipel nichts als übel riechende Sümpfe und karge Wälder, um Urlauber anzulocken. Doch Ida bezweifelte sowieso, dass die Inseln ein größeres Touristenaufkommen bewältigen könnten. Wenn überhaupt, fand sie, sollte der Reiseführer mit der einzigen Sache werben, die er so gewissenhaft verschwieg.

Einsamkeit. Viel Geselligkeit erwartete einen nicht auf St. Hauda's Land.

Er war schon ein merkwürdiger Kerl gewesen, der Typ mit der Kamera. Dieses markante Äußere: die blasse Haut, die sich so straff über seine Knochen spannte, die schüchtern eingezogenen Schultern; nicht unbedingt hässlich, aber ganz sicher auch nicht gut aussehend, sein ganzes Auftreten war das eines Menschen, der auf keinen Fall Umstände machen oder Aufmerksamkeit erregen wollte.

Irgendwie auch logisch. Fotografen legten es ja wahrscheinlich darauf an, dass man sich in ihrer Gegenwart ganz normal verhielt, so als wären sie und ihre Kameras gar nicht da.

Sie mochte ihn.

Sie zögerte, bevor sie den nächsten vorsichtigen Schritt auf dem Pfad am Flussufer machte. Sie hatte gerade Wichtigeres zu tun, als sich Gedanken über irgendwelche verschrobenen Insulaner zu machen. Zum Beispiel, Henry Fuwa zu finden, den verschrobensten Insulaner von allen.

Henry Fuwa. Ein Mann, der entweder das Mitleid oder den Spott der Leute auf sich zog. Der Typ Mensch, neben dem im Bus der einzige Platz frei ist, während die Leute lieber im Gang stehen. Der Mann, den zu finden sie den ganzen Weg hierher zurückgekommen war, für den sie das Schwanken an Deck der Fähre ertragen und das Schwinden jeglicher Farben in Kauf genommen hatte. Von allen Menschen, die sie kennengelernt hatte, seit diese seltsame Veränderung mit ihr vor sich ging, hatte nur Henry ihr einen Anhaltspunkt geliefert, was da unter ihren Stiefeln und zahlreichen Schichten von Strümpfen geschah. Damals hatte sie nur noch nicht gewusst, dass es ein Hinweis war, denn zu dieser Zeit war sie noch in der Lage gewesen, ihre Zehen zu bewegen und die Sandkörner dazwischen hervorzuklauben.

Wind strich durch die Wipfel der Tannen über ihr. Der Gedanke an den Hinweis, den er ihr gegeben hatte, war wie ein tropfender Wasserhahn in der Stille der Nacht. Sobald es einem gelang, das Tropfen zu ignorieren, wurde einem bewusst, dass man es tat, und schon musste man wieder hinhören.

Er hatte es im Barnacle gesagt, der schäbigen kleinen Kneipe in Gurmtön, vor sechs Monaten, als die Erde gelb gebacken und das Meer aquamarinblau gewesen war.

»Würden Sie mir glauben« – und damals hatte sie das nicht –, »wenn ich Ihnen sage, dass auf dem Grund der Sümpfe gläserne Körper verborgen liegen?«, hatte er gefragt.

Dunkelheit senkte sich über den Wald. Die Schatten, die auf den Pfad fielen, wurden länger und Ida konnte kaum noch erkennen, wo der Weg aufhörte und das Unterholz anfing. Der Halbmond sah aus, als würde er sich in den Wolken auflösen. Ein Vogel rief. Blätter raschelten über wurmartig miteinander verschlungenem Wurzelwerk. Irgendetwas ließ die Äste erzittern.

Im Dämmerlicht humpelte sie weiter, um das kleine Häuschen zu erreichen, in dessen Innerem sie endlich wieder Farben sehen würde. Morgen würde sie sich erneut auf die Suche nach Henry Fuwa machen. Aber wie fand man einen Einsiedler auf einer ganzen Insel voller Einsiedler?



Nach der Begegnung mit Ida schlenderte Midas langsam zu seinem Auto zurück und sah dabei die Fotos im Speicher seiner Kamera durch. Die Bilder der Lichtstrahlen waren unerwartet gut geworden, aber sie interessierten ihn jetzt nicht mehr. Die Fotos von Ida hingegen waren beide furchtbar. Das erste, auf dem sie auf dem Felsen saß, war zu dunkel. Auf dem zweiten, auf dem sie vorsichtig den Pfad hinunterging, wirkte sie unscheinbar und ihre Stiefel stachen klobig hervor. Als er zu Hause in Ettinsford ankam, hatte er sie beide gelöscht.

Ettinsford war eine der wenigen Siedlungen auf St. Hauda's Land, dessen Einwohnerzahl zwar sank, aber noch nicht komplett ins Bodenlose stürzte. Die Familien auf den Inseln hatten schon immer vom Walfang gelebt, seit dem Tag (so hieß es), als Sankt Hauda in der Nähe von Longhem völlig erschöpft seinen Wanderstock ins Wasser stieß und mit einem fetten Narwalkalb belohnt

wurde, dessen über dem Feuer geschmortes Fleisch ihn und seine Gefährten vor dem Hungertod bewahrte. Das Walfangverbot, das vor etwa zehn Jahren in Kraft getreten war, hatte all dem ein Ende gesetzt und ohne die Walfängerfamilien starben die Ortschaften an der Küste immer mehr aus.

Ettinsford lag an einem Hang und die Straßen des Städtchens, zu beiden Seiten von Wald umschlossen, führten steil bergab zu einem breiten Fluss, dessen Ufer zu öffentlichen Grünflächen erklärt worden waren. Das war jedoch eher auf die regelmäßigen Überflutungen zurückzuführen, die das Land unnutzbar machten, als auf etwaige Bestrebungen, dort ein Naherholungsgebiet zu schaffen. Auf der anderen Seite des Gewässers stiegen die bewaldeten Hänge wieder steil an. Alle Versuche, hier etwas zu bauen, waren gescheitert. Die von Wurzeln durchsetzte Erde gab unter den Häusern nach; Ziegelsteine und Mörtel rutschten einfach den Hang hinunter und landeten im Wasser.

In der Stadt gab es einen Lebensmittelladen, einen Fischhändler und ein paar weitere Fachgeschäfte mit vollkommen willkürlichen Öffnungszeiten, denn der Handel fand in Ettinsford mehr oder weniger ausschließlich an den Markttagen statt. Es gab zwei Kirchen; die eine kaum mehr als eine weiß getünchte Holzhütte – Midas Mutter hatte sie geliebt, bevor sie nach Martyr's Pitfall auf Lomden-dol Island gezogen war –, die andere eine alte Steinkapelle, die Sankt-Hauda-Kirche.

Midas stieß das Gartentor auf und lief den Pfad zur Tür seines gedrungenen, schieferverkleideten Hauses hinunter. Der Winter hatte zwar schon das meiste Unkraut vernichtet, aber Midas kickte trotzdem ein Bündel Brennnesseln aus dem Weg, während er auf der Suche nach dem Schlüssel seine Taschen abklopfte.

Er ging geradewegs in die Küche, schaltete den Wasserkocher ein

und ließ sich dann auf einen der Holzstühle fallen. Der weiße Esstisch war von Kaffeerändern übersät. An der Unterseite hingen faustgroße Klumpen einer Haftmasse, wie Kaugummi unter einem Schülerpult, was praktisch war, wenn er Fotos aufhängen wollte. Er wünschte, er hätte ein schönes Bild von Ida.

Die Küchenwände waren von einem dichten Buschwerk aus Schwarz-Weiß-Fotos bedeckt. Landschaften, fremde Menschen, Menschen, die er mochte. Ein Bild von einem Mann, der versuchte, ein Fahrrad ohne Reifen zu fahren, eine Mischlingskatze, die einen Pitbullwelpen säugte, ein brennendes Boot, ein Flitzer in einer Stierkampfarena. Auf dem einzigen Bild von ihm selbst standen Midas' Haare ab wie Krähenflügel im Wind, während er seiner Mutter einen frostbedeckten Hügel hinaufhalf. Ein weiteres Foto von seiner Mutter hing neben dem einzigen Bild seines Vaters. Einmal hatte Midas versucht, sie am Computer zusammenzufügen und es so aussehen zu lassen, als wären sie glücklich. Es war ihm nicht gelungen.

Der Wasserkocher zischte und schaltete sich ab. Midas stand auf, suchte kurz nach der Kaffeekanne und spülte seine angestoßene weiße Tasse aus. Dann kauerte er sich vor den Kühlschrank, um den Kaffee aus dem Eisfach zu holen.

Denver hatte eins ihrer Narwal-Bilder an seine Kühlschranktür geklebt. Er schloss die Augen und atmete tief ein. Er hatte sie gebeten, keine Sachen mehr dort hinzuhängen. Sie tat es trotzdem. Aber es war schwer, auf eine Siebenjährige böse zu sein, die sich die Zeit genommen hatte, ihm einen so hübschen Narwal zu zeichnen. Manchmal hatte Midas den Verdacht, dass das Leben ein Film voller unterschwelliger Botschaften war. Eine Zeit lang verliefen die Dinge mit einem angenehmen Maß an Vorhersehbarkeit, nur um dann völlig unerwartet von einer schrecklichen Kindheitserinnerung

durchbrochen zu werden: Er war in der Küche. Er hatte die Kaffeekanne gefunden. Als Nächstes wollte er den Kaffee aus dem Eisfach holen. Und plötzlich fand er den Abschiedsbrief seines Vaters an der Tür eines anderen Kühlschranks vor zehn oder zwölf Jahren.

Vorsichtig löste er Denvers Bild ab. Sie musste hier gewesen sein, um ihn zu besuchen, und war dann allein ins Haus gegangen. Midas hoffte, dass ihr Schultag okay gewesen war. Er hoffte, dass die anderen Mädchen an diesem Tag nicht gemein zu ihr gewesen waren.

Er fand den Kaffee und löffelte etwas davon in die Kaffeekanne, dann goss er Wasser dazu.

Irgendetwas an Ida hatte ihn völlig unvorbereitet getroffen. Nicht bloß ihre Stiefel, ihr Haar, ihr Gesicht. Es war diese merkwürdige Eigenart ... dass die echte Ida irgendwie viel faszinierender wirkte als die auf den Fotos.

Ein guter alter Film könnte dieses Problem lösen.

Wenn er noch einmal die Gelegenheit hätte, Ida mit einem richtigen Film zu fotografieren, dann würde er ein gutes Bild von ihr bekommen. Das wusste er. Die Digitalkamera trübte seine Instinkte. Wenn er Ida nur irgendwo fotografieren könnte, wo es heller war, mit Lampen, Reflexschirmen und allem, was dazugehörte.

Er drückte den Pressfilter der Kaffeekanne herunter. Darin sprudelte der Kaffee hoch.

Aber Ida würde Gesellschaft bedeuten und er mied Gesellschaft. Das war sein guter Vorsatz für jedes neue Jahr und es wäre eine Schande, ihn jetzt aufzugeben, wo es schon fast Dezember war. Außerdem war von seinem Herzen nicht mehr viel übrig, was er den Menschen geben konnte, damit sie es mit Füßen traten. Seit der Trennung von Natasha (vor langer, langer Zeit) lebte er enthaltsam, und allein. Vielleicht hin und wieder mal ein Nachmittag mit Den-

ver und ihrem Daddy, Gustav. Und die vielen Abende, an denen ihm nur seine Kamera Gesellschaft leistete.

Sie lag auf dem Tisch mit all den verpatzten Bildern darin. Er hatte die Kappe von der Linse genommen, um das Glas darunter zu säubern. Die Linse glänzte.

Er war gern allein.



Sechs Monate zuvor hatte Ida Henry Fuwa über eine kopfsteingepflasterte Straße humpeln sehen. Sie kannte ihn damals noch nicht, kannte noch niemanden auf St. Hauda's Land. Sie war bloß eine Touristin, die die Sommersonne genoss. Doch ihr war sofort klar, dass es einen Unfall geben würde. Henry Fuwa war so auf sein Schmuckkästchen konzentriert, dass er nicht einmal den Kopf hob, um auf den Verkehr zu achten. Ein Radfahrer, der gerade schnaufend bergab in Richtung Küste raste, schrie auf, während sein Rad mit quietschenden Bremsen über das Kopfsteinpflaster ratterte. Durch den Aufprall wurde er über den Lenker geschleudert; sein Fahrrad krachte scheppernd auf die Straße und blieb mit rotierendem Vorderrad liegen. Henry kippte hintenüber und schnappte nach Luft. Das Schmuckkästchen flog ihm aus der Hand, überschlug sich und klappte auf. Er versuchte noch, es zu erhaschen, doch es fiel zu Boden, wo der

Deckel sauber aus den Scharnieren brach und der Inhalt sich im Rinnstein verteilte.

Ida rannte auf die Straße, um sich zu vergewissern, dass beide Männer unverletzt waren. Henry schob sich seine riesige Brille wieder auf die Nase und krabbelte auf das zerbrochene Kästchen zu, doch bevor er bei dessen verstreutem Inhalt ankam, riss der Radfahrer, der sich stöhnend aufgerappelt hatte, ihn am Kragen auf die Füße und schnauzte ihn an: »Sind Sie bescheuert, Sie Idiot?«

Ida wollte helfen und hockte sich hin, um den Inhalt des Kästchens aufzusammeln. Ein kleines Nest aus Stroh, ein Stück Seidentuch und irgendeine Art getrockneter Käfer, den sie mit Daumen und Zeigefinger aufhob.

Er hatte Schmetterlingsflügel, die an dünne, gemusterte Wachsfetzen erinnerten. Unter den Flügeln verbarg sich ein pelziger Körper mit winzigen Hörnern. Das Fell wirkte in der heißen Sommersonne ziemlich vertrocknet. Er hatte den Kopf eines Stiers, nicht größer als ihr Daumnagel, mit einer rosafarbenen, zu einer Grimasse verzogenen Schnauze. Ida sah einen weißen Tupfen zwischen den Nasenlöchern. Und das unmögliche Detail einer Narbe auf der Unterlippe.

Sie spürte Wärme und einen Herzschlag in dem kleinen Körper, wie bei einem frisch geschlüpften Küken.

Sie schüttelte den Kopf und kam wieder zu sich. Jetzt war der Herzschlag weg. Sie musste ihn sich eingebildet haben. Genau wie den warmen Atem auf ihren Fingern und die Augen, die in ihren Höhlen nach hinten gerollt waren. Es musste ein Spielzeugfigürchen sein, irgendeine Art von Nippes.

Erschrocken sah sie auf, als sie einen verzweifelten Aufschrei hörte. Henry Fuwa schob den wütenden Radfahrer von sich und stürzte auf sie zu. Er schnappte ihr das kleine Ding aus den Händen, ver-

barg es schützend in seinen eigenen und beugte den zerzausten Kopf darüber. Dann gaben seine Beine unter ihm nach und er sank mitten auf dem Kopfsteinpflaster auf die Knie. Tränen liefen an den Innenseiten seiner Brillengläser hinunter wie Regentropfen an einer Fensterscheibe. Der Radfahrer brauste auf seinem Fahrrad davon. Henry Fuwa hob das kaputte Schmuckkästchen auf und legte das Figürchen hinein. Er riss an seinem Bart, stöhnte auf und trommelte mit beiden Fäusten auf die Straße. Seine Schultern bebten so heftig, dass in seinem Nacken die zuckenden Halswirbel zu sehen waren. Eine Fußgängerin machte einen weiten Bogen um ihn und suchte hastig das Weite, nur Ida, die nicht wusste, was sie sonst tun sollte, hockte sich neben ihn und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

Auf der Straße wurde es still; nur noch das ferne Rauschen des Meeres war zu hören, das Scharren von Möwenkrallen auf den Fenstersimsen der quadratischen Häuser und das Schniefen von Henry Fuwa. Er war groß, selbst auf dem Kopfsteinpflaster kniend. Ende vierzig, schätzte sie, und er roch, wenn auch nicht unangenehm, nach etwas, das an feuchte Erde erinnerte.

Ida sah die Straße hinunter und entdeckte ein Kneipenschild über einer Tür. The Barnacle stand darauf, daneben das Bild eines Schiffswracks. Sie drückte ihm die Schulter.

»Kommen Sie«, sagte sie tröstend, »kommen Sie. Stehen Sie mal wieder auf. Warum gehen wir nicht kurz rein? Wir können was trinken, ich lade Sie ein.«

»Er ist tot«, erwiderte er.

Sie hakte sich bei ihm ein und zog ihn hoch, dann führte sie ihn wie ein kleines Kind zur Tür der Kneipe.

Als sie ihren Sommerurlaub hier gebucht hatte, auf diesem kleinen Archipel dreißig Meilen nordwestlich vom Festland, hatte sie

zwei Plätze auf der Fähre reserviert, einen für sich selbst und einen für ihren Freund. Dann hatte er Schluss gemacht. Eine Woche vor dem geplanten Urlaub. Alles war auf ihren Namen gebucht und die Wettervorhersage versprach strahlenden Sonnenschein, also fuhr sie trotzdem. Sie liebte es, ihre Beine auf dem Hotelbett auszustrecken, bis sie mit den Zehen beide Ecken der Matratze erreichte. Nicht, dass hier viel passiert wäre, wenn ihr Ex dabei gewesen wäre. Der Junge hatte eine Pfarrerin zur Mutter und einen Polizisten zum Vater. Ihr erstes Gespräch hatte sich aus der Frage entwickelt, wie man mit Eltern umging, die nicht nur das familiäre Gesetz verkörperten, sondern zusätzlich auch noch das staatliche und das geistliche. Idas Dad war Laienprediger und gleichzeitig bei der Polizei, darum konnte sie ihn gut verstehen. Ihre Mutter dagegen war, Gott sei Dank, nicht gerade eine Heilige gewesen, weshalb Ida die Verklemmtheit erspart geblieben war, mit der ihr Ex jetzt zu kämpfen hatte. Man brauchte das Wort Sex in seiner Gegenwart nur zu flüstern und schon zog er den Kopf ein wie eine Schildkröte, biss die Zähne zusammen und senkte den Blick.

Schuldbewusst stellte sie fest, dass sie gar nicht so sehr ihn vermisse als vielmehr Gesellschaft im Allgemeinen. Auf früheren Reisen hatte sie immer schnell Gleichgesinnte gefunden, mit denen sie stundenlang plaudern konnte. Es fiel ihr einfach leicht, neue Kontakte zu knüpfen. Auf St. Hauda's Land jedoch war sie nur zurückhaltenden, einsilbigen Menschen begegnet, höflich zwar, aber Fremden gegenüber verschlossen. Sobald es Abend wurde, lagen die kleinen Städtchen verlassen und totenstill da, doch so hoch im Norden ging die Sonne erst spät unter und selbst dann wurde es nicht vollkommen dunkel. Ein Sommertag hier konnte ziemlich lang werden, wenn man ihn allein verbringen musste.

Sie führte Henry Fuwa zu einem Ecktisch im Barnacle, auf dem

ein paar fleckige Bierdeckel lagen. Sie schob ihn auf einen Hocker und fragte ihn, was er trinken wolle. Er zuckte mit den Schultern.

»Ach, kommen Sie schon«, sagte sie. »Ich lade Sie ein.«

»Hmm ...«, er wischte sich mit den Handgelenken die Augen ab.

»Dann einen Gin, bitte. Einfach Gin mit Eis.«

»Wie heißen Sie?«

»Henry Fuwa.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Henry Fuwa. Ich bin Ida Mac-laird.«

Er trocknete seine Brille an seinem schäbigen Pullover ab. »Vielen Danke für Ihre Mühe, Ida.«

Die Wirtin des Barnacle hatte einen schwabbligen Arm auf die Theke gestützt. Mit dem anderen gestikulierte sie in Richtung zweier Stammgäste, während sie sich in einem Schwall ineinander übergehender Vokale über irgendetwas ausließ. Ihre Zuhörer saßen auf Hockern an der Bar. Beide trugen kurze Hosen und rote, mit weißen Anknern bestickte Socken. An der Wand hingen, chronologisch geordnet, Bilder der Fußballmannschaft von St. Hauda's Land, die sich mit den Jahren von einer Gruppe sepiafarbener, schnurrbartiger Herren mit Filzmützen in einen bunten Haufen stachelhaarer Jungs mit Zahnlückenlächeln und eisblauen Trikots verwandelten.

Aus der Musikbox plärrten Gitarrensolos aus den Siebzigern und Ida dachte bei sich, wie uralte einige der Lieder klangen, gefangen in dieser Kneipe wie Fliegen in einem Marmeladenglas. Hinter der Theke rauschte eine altersschwache Klimaanlage vor sich hin, ohne etwas gegen die schwüle Sommerhitze ausrichten zu können.

Ida warf einen Blick zurück zum Tisch, an dem Henry Fuwa saß, reglos, den Kopf auf die Hände gestützt. Sie fragte sich, was wohl ihr Ex davon halten würde, dass sie irgendwelchen Spinnern von der Straße Getränke spendierte. Manchmal wünschte sie sich fast, sie

wäre eins von diesen Mädchen mit fragwürdigem Geschmack, die sich immer wieder mit den letzten Arschlöchern einließen und sich dann wunderten, dass die nur auf das eine aus waren. Solche Typen gab es ja wie Sand am Meer, stiernackige Gorillas, die nichts dabei fanden, eine Woche lang dasselbe Fußballtrikot zu tragen. Und die ein Hochglanzmodel als Bildschirmschoner hatten, bei dessen Anblick sie sich andauernd befummelten.

Nicht, dass sie hier irgendwelche romantischen Absichten hegte. Der Kerl am Tisch war schließlich fast so alt wie ihr Dad. Sie trank einen langen Zug von ihrem Lagerbier, während sie auf Henrys Gin wartete.

Aber so eine war sie eben nicht. Stattdessen suchte sie sich (mit geradezu unausweichlicher Treffsicherheit) immer wieder Typen aus, die sich den Kopf darüber zerbrachen, wer sie waren und wie sie in die Welt passten. Als sie ihren Exfreund das erste Mal in ein Restaurant gelockt hatte, um ihn für ein paar Stunden aus seinen entrückten Träumereien zu reißen, hatte er den ganzen Abend irgendwelchen Unsinn darüber gefaselt, dass sie eine Prinzessin sei, eine Göttin, er hatte sie sogar eine Meerjungfrau genannt.

Und nun hatte er sie abserviert. Er sei zu introvertiert für sie, hatte er gemeint und nach jedem einzelnen Wort geschluckt. Armer kleiner Trottel. *Ein Mädchen wie du sollte sich nicht mit einem Typen wie mir abgeben. Ich habe Angst, dass ich dir im Weg stehe.*

Sie trug die Getränke zum Tisch. Henry Fuwa wirkte schon ein wenig gefasster. Er rieb sich mit dem Ärmel über die Nase.

»Also«, fing sie an, »wohnen Sie hier in der Gegend?«

»Ein paar Meilen von hier. Aber ich lebe auf St. Hauda's Land, ja.«

»War dieses Ding selbst gemacht? Sind Sie darum so traurig? Steckte wahrscheinlich ganz schön viel Arbeit drin, oder?«

»Nein. Das war nur ein altes Schmuckkästchen von meiner Mutter.«

»Ich meinte eigentlich ... diese Figur, die drin war. Haben Sie die gemacht?«

Wieder begann seine Unterlippe zu zittern.

»Das war so eine Art Spieluhr, oder? Wirklich schade. Ich fand sie echt schön. Wie haben Sie es geschafft, die Flügel an dem Mini-Stier zu befestigen?«

Einen Augenblick lang musterte er sie nur, dann zuckte er niedergeschlagen mit den Schultern. »Ich habe ihn großgezogen.«

»Wie bitte?«

»Aber dann ist ein Unglück passiert. Sie fliegen gern runter zum Wasser – an den Strand ganz in der Nähe von dort, wo ich sie halte. Wenn sie mal entwischen, weiß ich, dass ich sie dort wiederfinde. Muss am Salz liegen oder an irgendwas anderem, das mit dem Meer zu tun hat. Sie sind ziemlich leicht, wissen Sie. So leicht, dass sie auf der Wasseroberfläche stehen können wie die Fruchtfliege da in Ihrem Bier.«

Das winzige Insekt, das, alle sechs Beine von sich gestreckt, im sich auflösenden Schaum ihres Biers schwamm, sorgte dafür, dass sie für einen kurzen Moment ihre Verwirrung vergaß.

»Aber gestern ... war gerade Flut. Und im flachen Wasser trieben Quallen. Der Stier aus dem Kästchen ist auf der Wasseroberfläche gelandet, wie sie das eben gern machen ...« Er fuhr sich mit der Hand durch die Haare und starrte mit aschgrauem Gesicht in seinen Gin.

Ida fischte die Fruchtfliege aus ihrem Glas und setzte sie auf dem Bierdeckel ab.

Er redete weiter. »Der Stich ... den er abbekommen hat ... noch nicht mal Menschen erholen sich immer von einem Zusammenstoß

mit einer Qualle, wie groß ist da die Chance für eine kleine Ochsenmotte? Meine letzte Hoffnung war die Klinik unten am Strand, die auf die Behandlung von Quallenverletzungen spezialisiert ist. Ich hätte denen da alles erklären müssen, aber ...« Er nahm einen unübten Schluck von seinem Gin, stellte das Glas wieder hin und leckte sich über die Lippen.

Ida war sich nicht ganz sicher, ob er log (um sie zu beeindrucken?) oder einfach nur eine Schraube locker hatte. Aus der Musikbox plätscherte ein schnulziges Liebeslied. Sie trank einen Schluck von ihrem Bier. »Ich nehme mal an, diese ... Ochsenmotte ... war das einzige, das Sie hatten?«

»Nein. Es gibt einundsechzig, von denen ich weiß. Sie sind alle bei mir zu Hause in ihrem Pferch. Das heißt, nein ... jetzt sind es nur noch sechzig.«

»Das ist ja ... unglaublich.« Sie war sich sicher, dass er wusste, dass sie ihm nicht glaubte.

Er zuckte betrübt mit den Schultern. »Tja, sie fressen und scheißen und sterben wie alles andere auch.«

»Und Sie sind der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der von ihnen weiß?«

»Sie sind mein Geheimnis.« Er nahm einen längeren Zug von seinem Gin und kniff die Augen zu, als er schluckte. Sein Gesicht spiegelte jeden Millimeter, den der Alkohol seine Kehle hinunterglitt.

Ida fragte sich, wann er wohl das letzte Mal Alkohol getrunken hatte, dann fragte sie sich, ob er die ganze Zeit schon sturzbetrunken gewesen war. Genauso ernst wie die Landstreicher, die sie auf der Polizeiwache ihres Vaters in den Arrestzellen gesehen hatte, beugte er sich über den Tisch zu ihr herüber.

»Würden Sie mir glauben, dass in den Wäldern hier ein Tier lebt, das alles mit nur einem Blick in strahlendes Weiß verwandelt?«

Sie seufzte. »Nein. Glaube ich nicht.«

Er lehnte sich zurück und kratzte sich den Bart. Dann beugte er sich wieder vor. »Würden Sie mir glauben, dass in den Sümpfen hier Körper aus Glas verborgen liegen?«

»Nein. Außerdem haben Sie schwarze Haare und Ihre Gesichtsfarbe wirkt auch ziemlich normal.«

»Was hat das denn damit ... Oh. Nein. Ich habe nicht gesagt, dass sie *mich* angesehen hat.«

Sie beobachtete, wie seine Augen hervortraten, als er seinen Gin austrank.

Er fasste sich mit einer Hand an die Stirn und drohte ihr dann mit dem Zeigefinger. »Sie haben mir einen Doppelten bestellt ...«

»Was für ein Tier ist *sie* denn?«

»Sie ist vollkommen weiß, ist ja logisch, bis auf eine Stelle an ihrem Hinterkopf, die sie nicht sehen kann.«

In der Zeit, die er gebraucht hatte, um sein gesamtes Glas zu leeren, hatte Ida gerade drei Fingerbreit von ihrem Bier getrunken.

»Welche Farbe hat sie?«

»Na, weiß.«

»Nein, die Stelle an ihrem Hinterkopf.«

»Blau.«

Sie lächelte freundlich. »Womit verdienen Sie Ihr Geld, Henry?«

»Na ja, ich habe ziemlich viel zu tun mit den ...« Er klappte den Mund zu und sah mit einem Schlag wieder ziemlich nüchtern aus. »Natürlich. Sie halten mich für einen Spinner.«

»Nein, ich ...«

Er stand auf, kramte in seinem Portemonnaie und legte das Geld für den Gin in Münzen auf den Tisch.

»Der geht doch auf mich«, sagte sie.

Er verließ die Kneipe.

Nachdem sie ein paar Sekunden nur dasaß und wütend auf sich selbst war, ließ sie die Münzen liegen und lief ihm hinterher. Doch draußen auf der heißen Straße war nichts mehr von ihm zu sehen. Weiße Möwen pickten Fish-and-Chips-Reste auf und verschlangen neben dem Backteig sogar die Styroporschale. Einen Moment lang glaubte Ida, dass die weißeste von ihnen auch weiße Augen hatte, aber es war bloß das Licht, das ihr einen Streich gespielt hatte.